

„Ich bin die Wunde der Familie“



Foto: Stephan Pramme/Inse Verlag

Ihre Mutter hat den Holocaust überlebt und konnte darüber zu Hause nicht reden. Ein Gespräch mit der Psychoanalytikerin Maya Lasker-Wallfisch über Traumata, die sich vererben, ihre jahrelange Drogensucht – und eine Begegnung mit dem Sohn des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höß.

Interview von Mareen Linnartz

14. August 2024 - 10 Min. Lesezeit

Bilder von der Mutter, die in Auschwitz war, den Großeltern, die sie nie kennengelernt hat, weil die Nationalsozialisten sie ermordeten: Betritt man die Charlottenburger Wohnung von Maya Lasker-Wallfisch versteht man augenblicklich: Die Vergangenheit lässt die 66-jährige Psychoanalytikerin bis heute nicht los. Vor vier Jahren ist sie von London nach Berlin gezogen, hat die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen, weil es, sagt sie, ihr auch darum gehe, „etwas zurückzuerobern“. Sie ist eine eindrucksvolle Person, tiefe Stimme, lautes Lachen. Dass sie in frühen Jahren crackabhängig war, sieht man ihr nicht an.

SZ: Frau Lasker-Wallfisch, in Ihrem autobiografischen Buch „Briefe nach Breslau“ schreiben Sie von einer Narbe, die Sie bis heute haben ...

Maya Lasker-Wallfisch: ... ja, sehen Sie hier, direkt am Haaransatz an der Stirn.

Sie stammt von einem Mann, der Sie vor mehr als 30 Jahren verprügelte. Welche Erinnerungen kommen, wenn Sie die Narbe heute ertasten?

Interessant, dass Sie nach einer Narbe fragen. Ich bin nämlich erst vergangene Woche hier in meiner Berliner Wohnung hingefallen und musste sechsmal genäht werden. Ich habe also auch eine sehr frische am Kopf. Ja, woran denke ich bei der anderen? An eine Maya, die keine Vorstellung hatte, was sie in ihrem Leben eigentlich will. An eine Maya, die immer das Risiko suchte. Eine, die sich ständig in gefährliche Situationen brachte, mit den falschen Männern zusammen war, die Drogen nahm.

„Ich habe die dunkle Seite gesehen. Heute glaube ich: Hinter meinem Verhalten steckte ein unbewusster Todeswunsch.“

Sie waren in Ihren Zwanzigern abhängig, erst von Amphetaminen und Kokain, später auch von Crack.

Ich hatte lange das Gefühl, nirgendwo dazugehören. Als befände ich mich in einem Zwischenraum. Aber wenn man nicht im Himmel ist und nicht in der Hölle, wo ist man dann? Im Fegefeuer. Ich habe die dunkle Seite gesehen. Rückblickend glaube ich: Hinter meinem Verhalten von damals steckte ein unbewusster Todeswunsch.

Zur Person

Maya Lasker-Wallfisch wurde 1958 in London geboren. Ihre Eltern sind der Pianist Peter Wallfisch und die Cellistin Anita Lasker-Wallfisch, die als Mitglied des dortigen Frauenorchesters Auschwitz überlebte. Sie arbeitet als Psychoanalytikerin mit einem Schwerpunkt auf die Behandlung von transgenerationalen Traumata. Über ihre eigene und die Geschichte ihrer Familie hat sie zwei Bücher geschrieben: „Briefe nach Breslau. Meine Geschichte über drei Generationen“ und „Ich schreibe euch aus Berlin. Rückkehr in ein neues Zuhause.“ Der Dokumentarfilm „Der Schatten des Kommandanten“, der vor Kurzem im Kino anlief, begleitet sie und Hans-Jürgen Höss, Sohn des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höß, bei einer Reise in das Vernichtungslager. Lasker-Wallfisch lebt seit 2021 in Berlin.

Heute sind Sie 66 Jahre alt und Psychoanalytikerin. Ihr unstetes Leben in der ersten Lebenshälfte, sagen Sie, sei auch als Reaktion auf das Trauma Ihrer Eltern zu verstehen. Ihr Vater, der Pianist Peter Wallfisch, musste während des Nazi-Regimes nach Palästina emigrieren, Ihre Mutter, die Cellistin Anita Lasker-Wallfisch, überlebte Auschwitz. Sie war Mitglied des dortigen Frauenorchesters und spielte vor SS-Schergen wie Josef Mengele.

Mit Sicherheit hat mein Verhalten mit der Dynamik innerhalb meiner Familie zu tun. Einer Familie, die umgeben war von Toten, im Holocaust ermordet, worüber aber nicht gesprochen wurde. Ich verstehe erst jetzt, wie sehr das mein Leben beeinflusst hat. Ich bin, bis heute, die Wunde meiner Familie. Denn ich bin diejenige, die Dinge benennt. Die hinterfragt. Die Haltung meiner Mutter war immer: Aufstehen, weitermachen. Ich bin nicht gut darin, weiterzumachen. Ich habe nicht funktioniert.

Ihr fünf Jahre älterer Bruder Raphael hat sehr gut „funktioniert“. Er hat ein stabiles Leben geführt, früh eine Karriere als Musiker wie die Eltern eingeschlagen, geheiratet, eine Familie gegründet. Wieso hat er so anders reagiert?

Dass ein Geschwisterkind mehr von dem Trauma seiner Eltern übernimmt, ist nicht ungewöhnlich. Und in meinem Fall war es für meine Mutter wohl leichter, einen Sohn zu haben als eine Tochter.

Warum?

Meine Mutter war die jüngste von drei Schwestern. Die älteste, Marianne, schaffte es als einzige, vor dem Holocaust nach England zu fliehen. Sie ging später nach Palästina. Und dann

starb sie dort mit nur 31 Jahren bei der Geburt ihres Sohnes. Meine Mutter hat sie sehr verehrt und mich nach ihr benannt, Maya ist nur mein Spitzname. In mich wurden also Erwartungen gesetzt, die ich nie erfüllen können. Denn ich bin nicht Marianne. Ich kann sie nicht ersetzen, sie nicht wieder lebendig machen. Mein Bruder dagegen hat ohne Schwierigkeiten die Erwartungen, die meine Eltern an ihn gestellt haben, erfüllt. Er ist, wie sie, Musiker geworden. Aber ich wurde zu einem Problem.

Zum schwarzen Schaf?

Gewissermaßen ja. Aber es waren vor allem die Umstände, das Trauma, in das ich hineingeboren wurde, die dazu geführt haben, dass ich das Problem wurde. In „Der Schatten des Kommandanten“ gibt es eine Szene, in der ich in meinem früheren Kinderzimmer sitze und ein Fotoalbum durchblättere.

Der Dokumentarfilm ist vor Kurzem in den Kinos angelaufen. Darin treffen Sie auf den Sohn und Enkelsohn des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höß.

Ich sitze also auf dem Bett und weine, weil ich es kaum ertrage, mich selbst auf einem Bild als Zweijährige zu sehen. Dieser starre Blick. Herzzerreißend. Ich war ein trauriges Kind, das sich verlassen fühlte – meine Mutter reiste oft mit dem „English Chamber Orchestra“ um die Welt, war nicht da. Ich war verzweifelt, und um mich ruhigzustellen, hat man mir Essen gegeben, also wurde ich auch noch dick. Ich wusste nicht, wohin mit mir selbst.

Mit 13 Jahren durchstöberten Sie den Schreibtisch Ihrer Mutter auf der Suche nach Zigaretten. In einer Schublade fanden Sie stattdessen eine Mappe mit Bildern von Bergen-Belsen, der letzten Station im Martyrium Ihrer Mutter: Aufgetürmte Leichenberge. Abgemagerte Häftlinge. Ein Foto von einem Mädchen, das Ihrer Mutter ähnelte. Sie waren geschockt, hatten Fragen – aber sprachen Ihre Mutter nicht darauf an. Warum?

Nie im Leben hätte ich das gemacht! Ich hatte immer Angst vor meiner Mutter. Ich habe immer noch Angst vor ihr.

Angst?

Ja. Sie ist eine sehr beeindruckende, aber auch bestimmte Person. Ich wusste, dass ich besser keine Fragen stellen sollte. Ich habe das gespürt. Einmal fragte mich ein Kind: Warum hat deine Mutter eine Telefonnummer auf ihrem Unterarm eintätowiert?

69388, die KZ-Nummer Ihrer Mutter.

Ich fragte meine Mutter, sie antwortete: Das sage ich dir, wenn du älter bist. Aber das hat sie nie gemacht.

Als Psychoanalytikerin haben Sie einen Schwerpunkt: Transgenerationale Traumata, Sie befassen sich also damit, wie traumatische Erfahrungen vererbt werden. Ihre Eltern haben Schreckliches erlebt. Hätte es sie womöglich einfach überfordert, mit ihren Kindern darüber zu reden?

Ja, vielleicht, aber ich denke auch, dass ein Kind nicht abgebügelt werden soll, wenn es eine Frage stellt.

Aber wenn das Kind nicht wagt zu fragen?

Ich hätte mir gewünscht, dass meine Mutter mir irgendwann erklärt hätte, was es mit dieser Telefonnummer auf sich hat. Dass in unserer Familie geredet worden wäre. Ich habe ja gespürt: Wir sind anders. Meine Mutter lehnte alles ab, was mit Deutschland zu tun hat. Es gibt etwas, worüber geschwiegen wird. Aber ich verstand nicht warum. Vermutlich konnten meine Eltern mit meinem Schmerz auch nicht gut umgehen, weil sie ihn als nachrangig gegenüber dem empfunden haben, was sie selbst durchlitten haben. Ich musste über 30 Jahre alt werden, bis ich überhaupt jemanden kennenlernte, der wie ich zur zweiten Generation der Holocaust-Überlebenden gehörte. Das hat mir sehr geholfen.

Erinnern Sie sich an Momente in Ihrer Kindheit, in denen Ihre Mutter gelacht hat?

Oh, meine Mutter hat einen großen Sinn für Humor! Und den teilen wir. Ich habe ein Theaterstück geschrieben, das sich um unsere Beziehung zueinander dreht und in London inszeniert wurde, sie liebt es. Darin ist eine Szene von uns beiden: Ich sitze in ihrem Haus, es klingelt an der Haustür. Sie sagt: „Wer ist an der Tür?“ Ich sage: „Keine Ahnung.“ Sie: „Vielleicht der Gasemann?“ „Wie kommst du darauf?“ „Ich habe ein Problem mit meiner Gasleitung.“ Ich sage zu ihr: „Warum rauchst du dann hier drinnen, das ist gefährlich!“ Und sie sagt: „DU willst mir sagen, dass Gas gefährlich ist?“ Darüber hat sie sich totgelacht.



Foto: Emmanuele Contini/IMAGO

Sie waren schon eine Erwachsene, als Ihre Mutter Ihnen und Ihrem Bruder zu Weihnachten ein Geschenk übergab, ein Buch mit dem Titel: „Meine Geschichte.“

... ja, und sie fügte jeweils einen Brief an meinen Bruder und mich hinzu. Sie erklärte, warum sie nie darüber hatte sprechen können. Ich dachte nur: Was für ein seltsames Weihnachtsgeschenk.

Haben Sie verstanden, dass Ihre Mutter über die Horrorelebnisse in ihrem Leben damals nicht reden konnte? Sondern eben nur schreiben?

Ja, natürlich. Und doch war ich nur überfordert. Es war ein dickes Buch, blau eingebunden. Die Büchse der Pandora, so habe ich es empfunden. Ich habe es jahrelang nicht angefasst. Inzwischen sieht man, dass ich es viel in der Hand hatte. Das von meinem Bruder sieht übrigens bis heute unberührt aus. Ich denke, er verarbeitet viel über die Musik. Er lebt ein Leben, ich habe 25 Leben gelebt, mindestens. Er ist immer auf seinem Weg geblieben. Ich habe immer die Umwege genommen. Vielleicht steht einmal auf meinem Grabstein: „Immerhin war sie nicht langweilig.“ Ich meine, wie viele Menschen über 60 Jahre entscheiden sich so wie ich, in das Land zu ziehen, in dem die eigene Familie ermordet worden ist? Meine Freunde haben gesagt: Sie ist verrückt geworden. Und ich antwortete: Ich muss es machen.



Vor vier Jahren sind Sie von London nach Berlin gezogen. Für „Der Schatten des Kommandanten“ sind Sie mit dem Sohn des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höß, Hans-Jürgen Höss, und dem Enkel Kai Höss in das frühere Vernichtungslager gereist. Warum mussten Sie das auch noch machen?

Was transgenerationale Traumata angeht, interessiere ich mich auch für die Nachfahren der Täter, deswegen.

Das Elternhaus, in dem Hans-Jürgen Höss ein kleines Kind war, ist durch den Oscar-prämierten Film „Zone of Interest“ berühmt geworden. Es grenzt an die Mauer des Vernichtungslagers, man konnte von dort die Kamine der Krematorien sehen. Hans-Jürgen Höss ist für „Der Schatten des Kommandanten“ das erste Mal überhaupt wieder dort. Er läuft durch die Zimmer mit großen, aufgerissenen Augen, als sähe er alles zum ersten Mal. Und dann sagt er, also den Rauch der Krematorien, nein, den habe er als Kind nicht gerochen. Was unmöglich ist.

Ich glaube, für Jürgen war es eine erschütternde Erfahrung. Später stand er an dem Galgen, an dem sein Vater hingerichtet worden ist. Es hat ihn zerrissen, das habe ich gespürt. Hier

der eigene Vater – und hinter der Mauer die Millionen, die ermordet worden sind. Ich habe großes Mitleid mit Jürgen. Seine Last ist schlimmer als meine.



Foto: TFS/Capital Pictures/IMAGO

Warum? Weil bei ihm noch ein Gefühl der Schuld hinzukommt?

Ich komme von der guten Seite. Er von der schlimmsten. Er stammt vom Bösen ab. Wie kann man das aushalten?

Ihre Mutter lehnte es ab, mit Ihnen und den beiden Höß-Nachfahren nach Auschwitz zu fahren.

Ja, sie sagte: „Mein Auschwitz ist nicht dein Auschwitz.“

Stattdessen hat sie einen Vorschlag: Wenn die Nachkommen von Höß mit ihr reden wollen, könnten sie ja zu ihr nach London kommen. Dort passiert etwas Interessantes: Sie spricht mit Hans-Jürgen Höß sofort Deutsch. Man hört nicht, dass es schon sehr viele Jahre nicht mehr die Sprache ihres Alltags ist. Und sie sagt: „Es ist nicht Ihre Schuld, es ist die Schuld Ihres Vaters.“

Sie war großartig in dieser Szene, ich wusste ja nicht, was uns erwartet. Sie sollte den Friedensnobelpreis bekommen. Aber ich verstehe sie. Man kann die Kinder von Tätern nicht dafür verantwortlich machen, was deren Eltern verbrochen haben.

Halten Sie es für möglich, dass ganze Gesellschaften traumatisiert sind? Zum Beispiel die deutschen?

Absolut. Ich glaube, sie ist es immer noch.

Woran machen Sie das fest?

An einer bestimmten unbewussten Voreingenommenheit gegenüber dem Anderen, an einem versteckten Antisemitismus. Und daran, dass man sich durchaus mit den Gräueln der Naziherrschaft auseinandersetzt, aber nicht so gerne mit Rolle der eigenen Familie während dieser Zeit. Was, wenn mein ach so liebender Großvater ein Täter gewesen ist? Das will man lieber nicht so genau wissen.

Sie haben vor wenigen Jahren die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen. Warum?

Das war kurz vor dem Brexit. Wenn ich reise, benutze ich nur den deutschen Reisepass, mein britischer ist inzwischen ausgelaufen. Es geht für mich um Identität, aber auch darum, etwas zurückzuerobern. Das war mal das Land meiner Familie. Und ich kann es schwer erklären, aber ich habe hier in Berlin ein Gefühl der Zugehörigkeit, das ich in London nie hatte.

Es hängen viele Bilder Ihrer Familie in Ihrer Wohnung, gemalte, aber auch Fotos.

Als meine Mutter mich hier besuchte, sagte sie: „Das ist ein Mausoleum!“ Ja, es ist mein eigener Lasker-Salon.



Sprechen Sie inzwischen auch Deutsch?

Ich habe mich wirklich bemüht, die Sprache zu lernen, aber es funktioniert einfach nicht. Als verweigere sich ein Teil meines Gehirns dem. Unsere Eltern wollten auf keinen Fall, dass mein Bruder und ich die Sprache lernen. Dabei redeten sie oft selbst untereinander Deutsch. Aber für uns war es eine *verbotene Sprache*, nichts für Kinder, das haben sie uns unmissverständlich klargemacht. Es scheint eine komplizierte Sprache zu sein, meine Bücher sind in der deutschen Übersetzung an die 60 Seiten länger.

Wie ist es nun für Sie, in Berlin zu leben nach dem 7. Oktober und nach den Europawahlen, in denen der Rechtspopulismus so erstarkt ist?

Ich habe mich als Jüdin nie bedroht gefühlt in Berlin. Das ist nun anders. Mein Großvater irrte sich in den 1930er-Jahren, weil er sich nicht vorstellen konnte, dass die Deutschen so grausam werden könnten, wie sie es dann wurden. Vielleicht irren wir uns wieder, wenn wir denken: So etwas wird nie wieder passieren. Ich weiß es nicht.

Denken Sie manchmal daran, nach London zurückzugehen?

Ja. Ich habe mir dort vor Kurzem wieder eine Wohnung gekauft.

„Es ist, wie meine Mutter mal gesagt hat: Erwarte das Beste, aber sei auf das Schlimmste vorbereitet.“

Wie geht es Ihrer Mutter in diesen Tagen?

Sie ist deprimiert. Gestern hatte ich einen sehr schlechten Tag. Ich telefonierte mit ihr und sagte: „Ich möchte aufwachen und tot sein.“ Und sie sagte: „Ich weiß, wie du dich fühlst.“ Meine Mutter ist jetzt 99 Jahre alt. Sie hat genug durchgemacht in ihrem Leben. Und jetzt muss sie wieder den ganzen Mist sehen, es ist schrecklich.

Sie meinen den offener zutage tretenden Antisemitismus, den Erfolg von rechtsnationalen Parteien.

Ja, es ist, wie meine Mutter mal gesagt hat: Erwarte das Beste, aber sei auf das Schlimmste vorbereitet. Wenn ich jetzt durch Berlin gehe, verstecke ich den Davidstern an meiner Halskette, niemand soll ihn sehen. Dabei bedeutet er mir viel.

Ist es ein Erbstück?

Ja, von Renate, meiner Tante. Sie ist wohl diejenige in der Familie, der ich am ehesten ähnelte. Sie wurde Journalistin, Sie kennen bestimmt das [Interview, das sie für das deutsche Fernsehen mit Fritz Bauer führte...](#)

... dem Generalstaatsanwalt, der in den 1960er-Jahren in Frankfurt die Verbrechen von Auschwitz vor Gericht brachte.

Ich habe vieles von ihr geerbt, sogar ihre alten Reisepässe bewahre ich auf, wer weiß, vielleicht interessiert sich irgendjemand mal dafür, ein Museum, ein Forscher. Warten Sie, ich hole sie eben. Hier, das ist einer der ersten, aus den 1960er-Jahren.

Das ist ja unglaublich, was da bei ihr unter der Rubrik „Besondere Kennzeichen“ eingetragen ist.

Das ist alles auf Deutsch, können Sie mir sagen, was dort steht?

„Unterarmnarbe links“.

Narbe?



Foto: Mareen Linnartz

Als hätte Ihre Tante mal eine kleinere Verletzung gehabt, die nicht gut verheilt ist. Und nicht eine eintätowierte Nummer aus Auschwitz.

Da steht wirklich „Narbe“? Das kann ich nicht glauben.

Text: Mareen Linnartz; **Redaktion:** Christian Mayer; **Digitales Storytelling:** Daniela Gorgs